

Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 85 (1976)
Heft: 7

Artikel: Burundi gestern und heute
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-974669>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Burundi gestern und heute

Im Herzen Afrikas liegt Burundi, bis heute vom Tourismus unberührt, nur von sich reden machend, wenn Rassenunruhen ausbrechen, und doch sind manche Aspekte seiner Kultur, manche seiner Probleme wert, über enge Grenzen hinaus Gehör zu finden, zumal die Schweizer Entwicklungshilfe dort einen guten Ruf genießt. Das Blutspendezentrum, an dessen Aufbau das Schweizerische Rote Kreuz und die Eidgenossenschaft seit 1973 entscheidend beteiligt sind, gilt heute als ein Musterbeispiel eines freiwilligen Blutspendedienstes in einem Entwicklungsland. Ein Augenschein an Ort und Stelle lieferte den Stoff für eine ausführliche Dokumentation über die Organisation und Tätigkeit des burundischen Blutspendedienstes, über den der nachstehende Beitrag unter anderem ebenfalls berichtet.

Am Anfang war die Kuh

Die alte burundische Grussformel «amasihio – Mögest du viel Vieh haben» ist mehr als eine Floskel, selbst wenn sie heute längst durch den moderner und unpersönlicher anmutenden Gruss «Einheit, Arbeit, Fortschritt» ersetzt worden ist. Vieh – und hier sind in erster Linie die stolzen Watussirinder gemeint – steht für Reichtum. Wer sich mit der Geschichte und Kultur der zentralafrikanischen Republik befasst, beurteilt die Rassenunruhen und das Völkermorden von 1972 ein wenig differenzierter, als es damals in Presseberichten über Rwanda und Burundi geschah. Er sieht nämlich, dass eine der Hauptquellen für den auch heute noch schwelenden Hass zwischen Batutsi und Bahutu der Wunsch der letztgenannten nach Viehreichtum ist. Doch wie kam es, dass die nur 14 % der Bevölkerung ausmachenden Batutsi – für ihre hamitische Herkunft sprechen die längliche Kopfform und der hohe Wuchs – die Bahutumehrheit von 85 % beherrschen

konnten, die der Rasse der Bantuneger zugeordnet wird?

«Die Erklärung der Unterjochung der Bahutu durch die viel weniger zahlreichen Batutsi ist interessant. Die ersten Worte dieser Genesis lauten: Und am Anfang war die Kuh . . .», so führen Karl-Heinz Hausner und Béatrice Jezic in ihrer Schrift über Rwanda und Burundi aus. Im weitem heisst es: «Diese wunderschöne Antilopenkuh mit ihren riesigen, stolz geschwungenen Hörnern faszinierte den braven Bahutu. Diese Kuh, die ihrem Herrn die harte Feldarbeit ersparte und ihm Müssiggang erlaubte, die alles lieferte, was der Mensch sich nur wünschte, Nahrung, Kleider, Heizmaterial, Bogensehnen, Saiten für Musikinstrumente und Leder für die Trommeln, diese Kuh, in vielen Gesängen der Batutsi als tapfer, intelligent, treu und genügsam besungen, wollte der Bahutu auch besitzen . . .»

Aus diesem brennenden Wunsch schlugen die Batutsi ihr Kapital. «Unsere Kühe sind unverkäuflich», erklärten sie, «doch wir sind bereit, sie zu verpachten. Bedingung ist, dass das Land, auf dem sie weiden, uns gehört und ebenso die Menschen, die darauf wohnen.» So wurden die Bahutu die Leibeigenen der Batutsi. Bevor sie jedoch eine Kuh zur Pacht erhielten, mussten sie mehrere Jahre den Kuhbesitzern ihre Gunst bezeugen, indem sie Geschenke darbrachten und Arbeiten für die Batutsi verrichteten. Während dieser Zeit der Gunstbezeugung war der Batutsi zu nichts verpflichtet, ihm blieb sogar die Freiheit vorbehalten, das Dienstangebot des Bahutu anzunehmen oder abzulehnen. Zwei Gründe hinderten die Bahutu daran, dieses offensichtlich auf Ausbeuterei ausgerichtete System als solches zu empfinden: Einmal galt die Kuh nicht als irgendein Tier, sondern war mit religiös-magischem Charakter versehen (ihr Fleisch wurde beispielsweise nur als rituelle Speise aus Anlass eines Opferfestes genossen, und das Königtum, das von etwa 1400 bis 1966 dauerte, war durch die Vierheit König, Königinmutter, königliche Trommel und heiliger Stier symbolisiert); zum andern gehörte die männliche Nachkommenschaft der Kuh dem Bahutu-Pächter, so dass er sie weiter verpachten konnte. Auch oblagen seinem Lehnherrn gewisse Schutzpflichten gegenüber dem Pächter und seiner Familie.

Das Lehenssystem konnte sich in Burundi bis zum Ende des letzten Jahrhunderts erhalten. Ein Übergang zu einer demokratisch gewählten Verwaltung erfolgte jedoch erst allmählich nach Ende des Ersten Weltkrieges, als Burundi und Rwanda durch Völkerbundsmandat Belgien zur Treuhandschaft überbunden wurden.

Was sich allerdings nicht geändert hat, ist die Wertschätzung der Kuh, die heute noch als Symbol des sozialen Prestiges gilt,

obwohl sie der Wirtschaft nicht den erwarteten Nutzen gebracht hat.

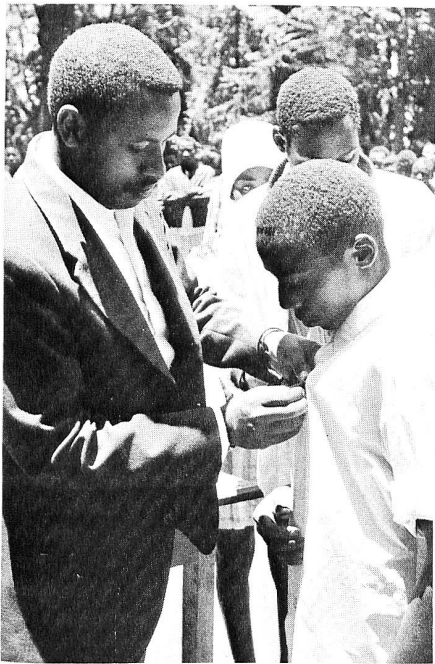
Auf Isolation bedachte Individualisten

Tourismus ist in Burundi unbekannt, obwohl das Land mit seiner brandroten Erde, seinen ungezählten Hügeln und seiner am Ufer des Tanganjikasees gelegenen Hauptstadt Bujumbura von verlockender, unberührter Schönheit ist. Die ersten Europäer, die mit dem rund zwei Drittel so grossen Land wie die Schweiz Bekanntschaft schlossen, waren Richard Burton und John Speke, die – auf der Suche nach den Quellen des Nils – 1858 den Tanganjikasee entdeckten. Bis auf wenige Hotels in der heute noch von zahlreichen Belgiern und Griechen bewohnten Hauptstadt gibt es keinerlei Übernachtungsmöglichkeiten, es sei denn, man würde in einer der über das ganze Land verteilten Missionsstationen, seien sie nun der Pflege von Kranken oder der Erziehung gewidmet, anklopfen und um Obdach bitten. Das fehlende Eisenbahnnetz und nur teilweise ausgebaute Strassen erschweren zudem das Reisen. Für die Burundier hingegen sind das keine Probleme. Sie sind gewohnt, in brennender Sonne weite Strecken zurückzulegen, wobei sie nach einer für den Besucher undurchschaubaren Gesetzmässigkeit ständig irgendwelche Waren von irgendwoher nach irgendwohin transportieren und diese mit der Afrikanern eigenen Grazie und Geschicklichkeit scheinbar mühelos auf dem Kopf balancieren. «Sie schreiten und berühren dabei kaum den Boden,» sagte bewundernd eine deutsche Ordensschwester, «verglichen damit haben wie Europäer doch einen richtigen Trampelgang.» – «Wer in ein unterentwickeltes afrikanisches Land kommt» – auch dies eine Feststellung jener Schwester, die inzwischen längst auf dem Schwarzen Kontinent heimisch geworden ist –, «der sollte zunächst alles gut beobachten. Es gibt so vieles, was gut ist und alter Tradition entspringt. Zivilisatorische Massnahmen sollten das Gute nicht zerstören.»

Einem nennenswerten Fortschritt stellen sich zahlreiche Hindernisse in den Weg, so zum Beispiel das Verkehrsproblem und eine mangelnde Wasserversorgung. Solange man durch unwegsame Gelände zehn und noch mehr Kilometer weit laufen muss, um vom nächsten Brunnen Wasser zu holen, wird es auch um die Hygiene schlecht bestellt sein. Fatal wirken sich sodann die unwahrscheinlich grosse Bevölkerungsdichte von 129 Personen pro Quadratkilometer, die hohe Zuwachsrate von 3 % sowie die Tatsache, dass die fruchtbare Bodenfläche bereits voll genutzt ist, aus. Hinzu kommt, dass die Burundier ausgesprochene Individualisten



Der Spenderwerbung wird grosses Gewicht zugemessen, vor allem heisst es, psychologisch geschickt vorgehen. Der Präsident des Burundischen Roten Kreuzes, Fr. F. Buyoya, setzt sich selber mit Nachdruck dafür ein. Hier hat er eine grosse Menschenmenge in dem Eukalyptushain einer Missionsstation um sich versammelt und erzählt den eifrig lauschenden Männern und Frauen, dass man mit Blut oft helfen kann, Leben zu retten und das Spenden gänzlich ungefährlich ist. An die Orientierung schliesst sich eine Fragestunde an: Mit einem Megaphon geht ein Angestellter der Missionsstation umher und lässt die wissbegierigen Frager ihre Wünsche vorbringen. Erst viel später, wenn im Familien- und Freundeskreis des langen und breiten Vor- und Nachteile des Spendens diskutiert worden sind, findet eine Blutgruppenbestimmung und noch einmal später eine Blutentnahme statt.



Auch die Spendererhebung ist ein wichtiger Ansporn zum Spenden. Stolz trägt der Geehrte sein Abzeichen, das ihm im Rahmen einer vielbeachteten Feier verliehen wurde. Nach zweimaligem Spenden gibt es ein bronzenes, nach fünfmaligem Spenden ein silbernes und bei zehnmals sogar ein goldenes Abzeichen. Sie werden vom burundischen Rotary-Club gestiftet.

sind, die ein Leben in Abgeschiedenheit und Isolation dem geselligen Alltag in grösseren Agglomerationen vorziehen. Man schliesst sich nicht zu Grossfamilien zusammen, sondern bewohnt mit der engsten Familie seinen aus Erde, Zweigen und Wasser selbstgezimmernten einfachen Rugo. Überall an den Abhängen verbergen sich hinter Bananenstauden die unscheinbaren Rundbauten. Da die Ansprüche an die Lebenshaltung äusserst bescheiden sind, können sie nach Selbstversorgerart gedeckt werden. Noch heute sind mehr als 90 % der etwa 3,6 Mio. Einwohner Burundis lediglich zur Deckung des Eigenbedarfs in der Landwirtschaft tätig. Man pflanzt Kaffee und Tee, Bananen, ein wenig Baumwolle und Maniok, das gemahlen, zu Brei gekocht oder zu Brot gebacken wird. Die Felder und Äcker werden in mühsamer Kleinarbeit allein mit der Hacke bestellt; denn landwirtschaftliche Maschinen gibt es nicht. In der 1968 erschienenen, bereits zitierten Schrift über Rwanda und Burundi weisen



Die meisten Bluttransfusionen entfallen auf die Geburtshilfe und die Pädiatrie. Nur allzu häufig erscheint eine junge Mutter mit ihrem an starker Anämie leidenden Kleinkind im Spendezentrum, wo man dem kleinen Patienten zwecks Blutgruppenbestimmung einige Tropfen Blut aus der Fingerbeere entnimmt. Danach geht's zurück ins Spital und mit den aufgrund der Blutgruppenbestimmung mitgegebenen Blutbeutel kann die Transfusion vorgenommen werden. Eiserne Regel ist in jedem Fall, den Angehörigen des Patienten klar zu machen, dass Blut nicht käuflich ist. Man erwartet von ihnen, dass sie im Verwandten- und Freundeskreis einen Spender werben und knüpft daran die Hoffnung, dass dieser sich mehr als einmal zur Verfügung stellen möge.

die beiden Autoren Karl-Heinz Hausner und Béatrice Jezic (letztere übrigens eine Schweizerin, die in Bujumbura studiert hat und während vieler Jahre dort eine psychologische Praxis führte) eingehend auf die zahlreichen wirtschaftlichen, strukturellen und sozialen Schwierigkeiten hin, die entscheidende Verbesserungen des Lebensstandards verhindern. Danach kommt – und das gilt auch noch heute – dem Ausbau der Landwirtschaft die grösste Bedeutung zu: «... die Zukunft Burundis ist schicksalhaft mit dem Fortschritt der Landwirtschaft verbunden. Wenn es nicht gelingt, die landwirtschaftliche Produktion schnell und merklich zu heben, wird der Bevölkerung ein Schicksal ähnlich dem der Hungergebiete Asiens nicht erspart bleiben...»

Hilfe von aussen

Hilfe wird von vielen Seiten geleistet: von Regierungen, von kirchlichen und Privaten Institutionen. Wer Gelegenheit hat, verschiedene Entwicklungsprojekte, sei es auf erzieherischem oder medizinischem Gebiet, in der Wissenschaft oder Wirtschaft, näher zu betrachten, erhält für die Bewertung der Entwicklungszusammenarbeit neue Kriterien: man misst aufgrund der Effizienz der Entwicklungshelfer. Leistet einer seine Arbeit mit einem Maximum an persönlichem Einsatz, selbstverständlich und ohne viel Worte zu verlieren, so wirkt sich dies zweifellos auf das Werk aus. Aus diesem oft ausser acht gelassenen Bewertungsmaßstab heraus darf Schweizer Entwicklungshelfern ein besonderes Lob gespendet werden, wo auch immer und in welchen Diensten stehend wir sie anfragen. Da ist beispielsweise ein ehemaliger Walliser Bergführer – er ist seit Jahrzehnten in Bujumbura ansässig, gehört einem Orden an und betätigt sich als Bauunternehmer –, der trotz hohem Alter täglich auf den recht behelfsmässigen Gerüsten herumklettert und zusammen mit einem Zürcher Architekten unter anderem die Universität von Bujumbura und das Studentenheim gebaut hat. Ein Neuenburger ist zusammen mit von ihm ausgebildeten Geometern in der Landvermessung tätig, ein weiterer Walliser unterrichtet an der Universität von Bujumbura, die beiden Organisationen «Frères sans frontières» und «Interteam» haben mehrere Jugendliche für zwei Jahre im freiwilligen Einsatz. Das Spektrum der Tätigkeiten reicht vom Möbelschreiner bis zum Imker, von der Lehrerin bis zur Schneiderin. In dem von allen Seiten geäusserten Wunsch, die Schweiz möge ihre Entwicklungshilfe für Burundi noch weiter ausbauen, spiegelt sich die Wertschätzung der in Burundi tätigen Schweizer für das durch die Unruhen von 1972 leider vielerorts in Misskredit geratene Volk der Burundier.

Beispielhaft für Afrika

Dass ein spezielles Entwicklungsprojekt besonders herausgegriffen wird, hat seinen Grund: es ist beispielhaft für Afrika und soll auch andern Ländern als Vorbild für eine sinnvolle medizinische Hilfe dienen. Mit massiver Unterstützung der Eidgenossenschaft und des Schweizerischen Roten Kreuzes, aber auch dank der Mithilfe der burundischen Regierung und der einheimischen Rotkreuzgesellschaft ist es zu einer Zeit, in der sich private Profitgesellschaften in verschiedenen afrikanischen Ländern anheischig machten, einen bezahlten Blutspendedienst aufzuziehen und das Plasma mit beträchtlichem Gewinn in Industriestaaten zu verkaufen, gelungen, einen nationalen Blutspendedienst zu organisieren, dessen Spender freiwillig und ohne Entgelt von ihrem Blut geben. Rassenzwistigkeiten zählen hier nicht, die Spender scheuen selbst kilometerlange Märsche für die Blutentnahme nicht – diese beiden Fakten allein verdienen Bewunderung. Hinzu kommt, dass die im Blutspendedienst arbeitenden Burundier trotz der sie immer wieder anspornenden Schweizer Animatorin – eine medizinische Laborantin, die für eine Aufbauphase von vier Jahren von der Weltgesundheitsorganisation zur Verfügung gestellt wurde – den Aufbau des Blutspendedienstes als ihr Werk und Verdienst betrachten und darüber wachen, dass kein Tropfen Blut vergeudet wird. Da der Betrieb rund um die Uhr gewährleistet werden muss, übernehmen sie den Nachtdienst abwechselungsweise freiwillig. Fordert ein Spital Blut an – dieses wird ausschliesslich im Laboratorium des Blutspendedienstes gelagert –, so kontrolliert man am folgenden Tag sorgsam, ob es auch transfundiert wurde, andernfalls wird es zurückgeholt. Mögen bei uns Bluttransfusionen in manchen Fällen ein zusätzliches Heilmittel darstellen, so sind sie in Burundi stets ein unumgängliches Medikament, ohne das es um den Patienten schlecht bestellt wäre. «Gerade bei Frauen und Kindern, die an schweren Anämien leiden, ist eine Bluttransfusion so etwas wie ein Geschenk des Himmels», erklärt eine leitende Schwester in einer Missionsstation. Natürlich lässt sich der Blutspendedienst in Burundi nicht mit dem unsrigen, der sich nach viel höher entwickelten medizinischen Massstäben und Möglichkeiten ausrichten muss, vergleichen. Man arbeitet mit einfachsten Mitteln, improvisiert oft, sollte noch weiter ausbauen können, bemüht sich mit viel Idealismus, zu den heute als regelmässige Spender registrierten 1103 Personen weitere Spender zu gewinnen; aber ist es nicht gerade diese Bescheidenheit, die, verbunden mit grossem menschlichem Einsatz, mehr überzeugt, als wenn sich das Projekt mit einem Luxusbau weithin präsentieren

würde? Hier ist vielmehr alles aus bewusst einfach gehaltenen Anfängen gewachsen. Inzwischen haben das Rote Kreuz der Bundesrepublik Deutschland und die Rotkreuzsektion von Sitten je einen Minibus für Entnahmen im Innern des Landes gestiftet, der burundische Rotaryclub, dem vor allem Europäer angehören, leistete in Form von Medaillen für Mehrfachspender einen wichtigen Beitrag zur Rekrutierung von Spendern, denn das «Buschtelefon» trägt die Nachricht von einer Blutspenderehrung natürlich auf schnellstem Weg weiter, und die Auszeichnung animiert zum Spenden. Ein von der französischen Regierung nach Burundi entsandter Zeichner, der mit der Illustration von Schulbüchern beschäftigt ist, offerierte jüngst seine Mitarbeit für eine improvisierte Ausstellung über das Blutspendewesen, eine belgische Ärztin stellte für den Ausbau eines kleinen regionalen Spendenzentrums eine beträchtliche Summe ihres Salärs zur Verfügung... so kommen nun von allen Seiten die Hilfsangebote, und der burundische Blutspendedienst erweist sich – auch das ist eine Besonderheit – als ein von den verschiedensten Gremien getragenes Gemeinschaftswerk. Natürlich muss man diese Einrichtung im Rahmen der Gesamtsituation des Gesundheitswesens sehen, und hier gilt es, angefangen bei der Medizinalausbildung bis hin zu systematisch durchgeführten Impfkampagnen, noch zahlreiche Lücken zu stopfen. Einige Angaben mögen belegen, wie viel noch zu tun ist, um die medizinische Versorgung der Bevölkerung sicherzustellen: Während bei uns in der Schweiz auf 1000 Bewohner ein Arzt entfällt, rechnet man in Burundi auf 39 000 Personen einen Arzt. Von den 74 im vergangenen Jahr registrierten Ärzten waren weniger als die Hälfte einheimische, die Universität von Bujumbura bietet nur eine Ausbildung bis zum Beginn der klinischen Semester; wo aber lassen sich heutzutage im Ausland für Mediziner noch Ausbildungsplätze finden! Auf mehr als 800 Einwohner kann man nur mit einem einzigen Spitalbett rechnen, und wären nicht die zahlreichen Missionsstationen, so sähe die Lage noch prekärer aus. Ein Zeichen für die harten Lebensbedingungen ist die Tatsache, dass die Zahl der Todesfälle bei Kleinkindern bis zum ersten Lebensjahr mit Abstand am grössten ist, und daran sind weitgehend Unterernährung und Verwurmung schuld. «Entwicklungszusammenarbeit heisst in diesem Land, irgendwo anfangen, auf eng umrissenem kleinem Gebiet etwas Vernünftiges tun», so betonten Einheimische wie Fremde immer wieder. «Wo lassen sich Prioritäten setzen, wenn alles dringend ist?» ehh